

Reinhold Schneiders künftige Gegenwart ✓

Natur, Tiere und das Überdauernde in seiner Diesseitsreligiosität

„In einer Deutung kann es sich nicht um Gewesenes handeln, sondern allein um die Gegenwart des Künftigen: um eine Form des Lebens.“

R. S. im Epilog zu „Innozenz der Dritte“

In einer Zeit, in der immer deutlicher wird, was alles mit der Religion verloren geht, in der (deswegen!) ein neues Interesse an ihr erwacht, ist der „glaubensmüde“ Reinhold Schneider aus „Winter in Wien“¹ ein viel gewichtigerer Zeuge für die Überlebensfähigkeit von Religion als der katholische Dichter, der er zuvor war, und worauf ihn viele gerne festgelegt hätten. Für eine kommende Generation sah er die Chance, dass sie „dort *beginnen* könnte, wo bisher alle endeten: *mit des großen Glaubens großer Enttäuschung.*“ (W. 159)

INSTITUTIONALISIERUNG UND HINDERNISSE VON RELIGIOSITÄT

Solange eine vage Vorstellung vom Göttlichen und von der entrückten Gegenwärtigkeit der Toten im kollektiven (Unter-)Bewusstsein fortbesteht, ist die Religion nicht ganz abgestorben. Religiosität wird aus der Menschheit nie ganz verschwinden, weil es außer den (historischen) Religionen noch die Religion gibt, diejenige, die Schiller veranlasste, sich zu „keiner von allen“ zu bekennen. Allerdings ist außer den Kirchen keine Institution in Sicht, die der Religiosität ein Zentrum bieten könnte, und sei es nur, um sich davon abzuheben.

Müsste sich ohne ein solches Kraftzentrum Religiosität in gesellschaftliche Irrelevanz verlieren? Hätte sich R. Schneiders Lieblingslyriker, Eichendorff, ohne ein solches in seinen

spirituellen Naturgedichten überhaupt verständlich machen können? Wenn also diese Institution zu sehr schrumpft wird sie zu ihrem eigenen und zu aller Schaden ihre gesellschaftliche Rolle kaum noch spielen können. Die Religion kann nur in der Kirche erhalten werden. Für die Erhaltung der Religiosität ist jeder zuständig.

Institutionen geraten aber gewöhnlich in den Griff der Energischen, der Hochmotivierten, der Durchsetzungsfähigen. Und denen ist es bisher gelungen, den alten Glauben, wie sie ihn haben wollten, zu verteidigen. In Begriffen der Transaktionsanalyse: Er ist im Griff des Eltern-Ichs geblieben. Nicht dass Religiosität dem Kindheits-Ich weniger wichtig wäre, aber sie ist ihm kraftvolle Unterströmung, nicht geradliniges Fahrwasser. So wurde das Versöhnliche, Spielerische abgedrängt. Wenn aber der verfestigte Stamm allein stehen bleibt und alle ausladenden lebendigen Äste abfallen, dann haben wir keinen Baum mehr.

Offensichtlich ist die höchste Dimension der Abstraktion, das *Credo quia absurdum*, fast niemandem mehr zuzumuten. Auch Reinhold Schneider hat sich dem in Wien entzogen. Allerdings ist er mit der neuen Diesseitsreligion vor ein anderes Absurdum geraten, vor das *Amo quia absurdum*, was das Leben keinem erspart. Zu dessen notwendiger Überwindung verhilft aber die schlichte Lebensfähigkeit. Reinhold Schneider wird uns also zeigen, wie Religiosität, die vor einem vermeidbaren Glaubens-Absurdum zurückschreckt, ein unvermeidbares Lebens-Absurdum bewältigt. Widersprüche in Gott sind unerträglich. Trotz seiner Widersprüche das Leben, das Sein, zu lieben, muss möglich sein.

DER STELLENWERT VON NATUR UND TIEREN

Dass für sein Daseinsgefühl und also für seine Religiosität Natur und Tiere eine bleibende Bedeutung hatten, konnte nicht ganz übersehen werden, hat bisher aber nicht viel Interesse geweckt. Und doch gilt sein letzter Abschiedsgedanke an die schicksalhafte Zeit in Wien dem wunderbaren Pferd aus der Hofreitschule, *Maestoso Alea*. Und das Manuskript, das er fünf Tage vor seinem Tod dem Verlag aushändigt, endet mit der *Frühlingsverheißung* von Weidenkätzchen und einem Finkenpärchen, das im Märzenschnee badet.

Sein Hauptthema war die „Geschichte“, – war, was die Menschen und Völker in tragischer Verstrickung einander antun, – war die Unvereinbarkeit von Macht und Heiligkeit. Das zu bestehen wollte er seinen Lesern helfen. Dabei waren für ihn Natur und Tiere nicht so leicht unterzubringen, obwohl er anfangs (als Landwirtschaftslehre nach dem Abitur) sogar seinen Beruf bei ihnen finden wollte.

Überhaupt ist es absurd, wenn von einem denkenden sensiblen Menschen erst hervorgehoben werden muss, dass er an Natur und Tieren interessiert sei. Wo sonst will er dem Unverfälschten in seiner Vielfalt denn begegnen, etwa in architektonischen Agglomerationen oder in Bibliotheken, gar im Internet? Auch in seiner allerletzten, der Wiener Zeit unternahm R. S. eindruckliche Besuche am Neusiedler See. Sie wurden ihm spirituelles Ereignis.

SCHAFFENSPERIODEN

So sind Tiere und Natur im Werk von R. S. in ihrer entscheidenden Bedeutsamkeit immer wieder aufgetaucht:

- in den 12 Anfangsjahren, von denen er in der Autobiographie „Verhüllter Tag“ sagt, er sei da „kein Christ“ und seine ersten großen geschichtlichen Romane seien keine christlichen Bücher gewesen;
- in den 20 Jahren seit der Rückwendung des aus einer konfessionellen Mischehe stammenden Getauften zum Glauben, seiner umfangreichsten Schaffensperiode;
- in den letzten mindestens drei Jahren seiner allmählichen „Wandlung“, eines Glaubens-

verlustes, einer „Abgrenzung der Existenz, die keine Verneinung, keine Verleugnung ist, viel eher leidensbewußte Begnügung, Bescheidenheit.“ (W. 31 u. 100)

Reinhold Schneider starb 1958 mit 55 Jahren. Die 35 Jahre seiner schriftstellerischen Tätigkeit lassen sich so in etwa aufteilen.

LEBENSLANG FRANZISKUS

Wo eine solch ausdrückliche Hinwendung zu Natur und Tieren auftaucht, stellt sich die Vorstellung vom Archetyp Franziskus ein, der die Tiere seine Brüder und Schwestern nannte, der (mit päpstlicher Erlaubnis) Ochs und Esel zur Weihnachtskrippe gesellte, der religiöse Inspiration von der Sonne, aus der Natur empfing. Tatsächlich hat sich Reinhold Schneider ein Leben lang mit der Figur dieses Heiligen beschäftigt. Das schlug sich z. B. nieder im 1930 begonnenen „Innozenz III.“, in „Die Stunde des Heiligen Franz von Assisi“ o. J. (1943?), Kolmar (Alsatia), und 1952 im Drama „Innozenz und Franziskus“.

Einen eindrucksvolleren Antipoden von Heiligkeit gegenüber der Macht hätte er nicht finden können. Dennoch will ich R. Schneider nicht mit Hilfe irgendwie festliegender Kriterien des Franziskanischen einordnen. Ich will lediglich sein Verhältnis und sein Verhalten zum Sein unter anderem mit Hilfe von Elementen erfassen, die nebenbei auch als franziskanisch gelten könnten.

ZUERST EINE ANEKDOTE

Als kurz nach der Wiederbewaffnung der Bundesrepublik in seiner Freiburger Nachbarschaft ein hoher Bundeswehroffizier auf Vögel schoss, scheute R. Schneider das Aufsehen und die Vergiftung der Nachbarschaft nicht und zeigte ihn an. Er erreichte auch eine Bestrafung. Leider nicht wegen Vogelmord, sondern wegen Schießens an unerlaubtem Ort. Wer es war, der die Nachbarschaft vergiftet hat, bliebe zu fragen: Derjenige, der einen anderen zum unfreiwilligen Zeugen von unnötiger Grausamkeit machte, oder der, der bei dieser Grausamkeit nicht zusehen konnte?

Dazu eine Selbstaussage: „Unter den Lasten, die den Dichter aus dem Gleichgewicht

bringen, ist das Leid der Kreatur eine der schwersten. Er weiß, daß sie ihm *anbefohlen* ist und daß er ihr nicht zu helfen vermag; keine der Leidenschaften, denen ihn diese Unmöglichkeit entgegentreibt, hilft ihm über sie hinweg.“ (W. 79) So auch nicht die Aufsehen erregende Anzeige.

GEGENBOTSCHAFTEN

Von dieser Anteilnahme an der Kreatur her wird auch verständlich, wie die entsetzlichen, oft kannibalischen Lebensabläufe in der Parasiten- und Insektenwelt, mit denen er sich im Wiener Naturhistorischen Museum unvorbereitet konfrontiert sah, so tief in die sonst von der Kreatur beglaubigte Gottesvorstellung des bereits „Glaubensmüden“ (W. 121) eingreifen konnten.

„Die Gottesanbeterin hat den Kopf des Männchens verspeist und sättigt sich nun am Vorderleib, während der Hinterleib sie begattet. Welche Versklavung aller Kreatur!“ (W. 201) Viele noch ärgere Beispiele! Und all das nicht als Perversion wie bei dem Lustmörder, der sich von der Fortpflanzung selbst ausschließt, wenn er die vergewaltigten Frauen anschließend umbringt, sondern im Gegenteil als artspezifische Fortpflanzungsbedingung. – Oder wenn Larven, um sich entwickeln zu können, den Leib ihrer Mutter auffressen.

Ähnlich die „rotierenden“ (also ausweglosen) Höllen, die sich die ‚Wilden‘ aus dem Völkerkundlichen Museum bereiten: „Aber Götter und Priester, das bedeutet doch: Gesetz, Zwang – Sinn. Das Leben ist bereit, einen jeden seiner Werte der Sinnlosigkeit in den aufgesperrten Rachen zu werfen.“ (W. 171) „Und des Vaters Antlitz hat sich ganz verdunkelt; es ist die schreckliche Maske des Zerschmeißenden, des Keltertreters; ich kann eigentlich nicht ‚Vater‘ sagen.“ (W. 119)

ABSTRICHE

R. S. führt seine Leser vor eine Menschheitsfrage, vor die nach der Möglichkeit eines Ja zum Sein, indem er ihnen Einblick gewährt in seinen intimsten Erlebnisbereich, ... sich damit ihrer Diskretion und ihrem Takt ausliefernd.

- Dieser *zerschmeißende* Gott ist für ihn unfassbar geworden, entzogen einer *personalen* Kind-Vater-Beziehung. Er betet nicht mehr für sich selbst und kann es auch nicht mehr. Nur noch für „die Völker, die Kreatur, die Erde“, für überpersönliche Vorstellungen also.
- Gleichzeitig läßt er das Privileg der Unsterblichkeit fahren, diese Singularität im All, wohl wissend, dass er hier den Angelpunkt christlicher Theologie preisgibt, in dem sein eigener Glaube vor wenigen Jahren noch ganz fest war. Er will sich jetzt nicht mehr von aller Kreatur absetzen; er wolle z. B. „nicht länger leben als Maestoso Alea“ (W. 131), beruft sich auf edle, fromme Männer wie Marc Aurel, auf Völker, die auch nicht an Unsterblichkeit denken und doch Gott und den Nächsten lieben, (ohne dafür mit Unsterblichkeit belohnt werden zu wollen). Der Ort der unsterblichen Seelen, das Jenseits, hat damit ausgedient, denn Gott braucht es nicht. Seine Wirkungsstätte ist ja das Diesseits.
- Er hat sich vom Kreationismus frei gemacht, von der Vorstellung, vom Schöpfer geschaffen worden zu sein: „Etwas ist wirksam in uns, das uns ... umschließt ...; es ist die *Wirkkraft*, die uns gebaut hat.“ (W. 94)
- Er hat die eschatologische Hoffnung auf das Reich Gottes aufgegeben. Er sieht in Gott nicht mehr den Herrn der Geschichte, der an ihr Ende das Heil gesetzt hat: „Christus ist nicht der Ordner der Welt. Er ist unsere tödliche Freiheit.“ (W. 18) Statt dessen ein anderes, das Piloten-Gleichnis: „Die Passagiere mögen sich vorzüglich verstehen, beim charmant servierten Lunch. In die Kabine des Flugkapitäns dringt kein Passagier ein. Die Kokarde an seiner Mütze ist befremdlich; es könnte tödlich sein, ihm ins Auge zu blicken, denn er fliegt den vorgeschriebenen, den *unabänderlichen* Kurs.“ (W. 71) Die Verdammnis der Geschichte wird ihm leidvolles Rätsel. „Was maße ich mir eigentlich an, von ihr zu verstehen?“ (W. 30) Nicht mehr der verschwundene Gott setzt der Geschichte, wie sie bisher war und sich ins Grauensvolle zu steigern droht, ein Ende, sondern wir müssen diese „notwendige Unmöglichkeit“ selbst leisten. (W. 249) Theologisch: Immanenz statt Transzendenz.

DICHT DAVOR

Wenn ihm Gott nicht mehr der ist, zu dem er beten kann, der ihm das ewige Leben gewährt, der ihn und alles andere erschaffen hat, der die Geschichte lenkt und überwindet, dann wird um so rätselhafter, dass er Gott nicht aus der Verantwortung für die „Höllen“ zu entlassen vermag, die sich ihm im Völkerkundlichen und im Naturhistorischen Museum aufgetan haben, dass er Gott nicht von der Allmacht freizusprechen vermag. Dann bräuchte er Gott nur noch für die Manifestationen des Göttlichen in Anspruch zu nehmen, und die Unmöglichkeit der Theodizee wäre erledigt. Freilich wird Gott in den meisten Religionen als die über allem stehende Macht gefürchtet und verehrt.

Besonders im westlichen Kulturkreis ist Gott ohne Allmacht kaum zu denken. Wenn Gott – dann allmächtig. Aber gerade diese Bedingung ist uneinlösbar. Vor dem „Zahnweh-herrgott“ im Stephansdom überlegt R. S., dass der gemarterte Christus am Kreuz, der göttliche Mitbruder im Leid, für den leidenden Menschen viel hilfreicher ist als der auferstandene Triumphator. (W. 57) Auch der werdende, der da und dort entstehende und anzutreffende Gott muss nicht weniger tröstlich sein als der allmächtige, der meine Peiniger gegen mich wüten lässt, weil er ihre Freiheit garantiert hat.

R. Schneiders franziskanische Hinwendung zum Diesseitigen hätte nur ein anderes Vorzeichen gebraucht, ... und hätte ihre Zweifel hinter sich lassen können:

- Weil Gott die Welt geschaffen hat, muss man Gott in der Natur verehren.
- Weil Gott die Welt nicht geschaffen hat, kann man ihm in dieser Welt begegnen.

Auch die Götter der Antike vermochten nichts gegen das Schicksal. Natürlich ist Gott nicht der Pilot mit der Todeskokarde, aber er vermag auch nichts gegen ihn. Nicht ohne unsere Hilfe.

PROJEKTIONEN

Und noch etwas anderes (außer seinem frühen Ende) mag für R. S. diese Folgerung erschwert haben, nämlich sein Gebannt-Sein von den Mysterien der Monarchie und des

Adels, das sich in der Kaiserstadt Wien sogar noch verstärkt hat. Hier bekennt er sich als Monarchist, der allerdings für Deutschland die Restauration nicht will.

So fixiert die Idealvorstellung vom weltlichen Reich die vom Gottesreich. Die eine erschwert das Ablassen von der anderen. Die Religionspsychologie -/soziologie weiß, dass sich die Gottesvorstellungen der Völker wie der Individuen an der Struktur ihrer Staaten bzw. ihrer Familien orientieren, dass das irdische Reich oder die jeweilige Idealvorstellung davon oft als Gleichnis und Modell für das Reich Gottes fungieren. (Nebenbei mit Bezug hierauf: dass unsere großen Parteien einander mit systemwidriger Erbitterung das Ansehen ihrer Führer/Regierenden untergraben, kann nicht ohne Auswirkung auf das Religions-, Welt- und Selbstverständnis der Bevölkerung bleiben.)

UND STATT DESSEN

Was konnte also nach diesen Erschütterungen, nach diesem erlittenen Wandel für R. S. von seiner Religiosität und von Gott übrig bleiben? Genau dies ist die entscheidende „Menschheitsfrage“, die in der heutigen Welt noch entscheidender ist als in dem Winter vor bald 50 Jahren. Menschheitsfrage freilich nur für den Teil der Menschheit, dessen Lebenskräfte – wie bei uns – nicht ganz in der Abwehr primärer Bedrängnis gebunden sind.

Außer den Abgründen im Naturhistorischen Museum haben zu seiner Erschütterung auch sein „Seelenleid“ an der Atombombe und die Sinnlosigkeitsvision eines Erschöpfungskreislaufs beigetragen, in dem Macht und Forschung hintereinander herlaufen; ebenso sein Gesundheitszustand, der ihm kaum noch feste Nahrung erlaubte. Immer schon wurde seine Disposition zur Schwermut von Belastungen besonders hart getroffen. Es ist bemerkenswert, dass sein Glaube nicht während der Herrschaft des Bösen erschüttert wurde, (er war ihm in der Nazizeit vielmehr innere Zuflucht,) sondern erst lange nachdem der Druck gewichen war und die Zeit zu zerfließen begann.

Um einschätzen zu können, unter was für Bedingungen sich dieser Wandel vollzog, wie

sich R. S. nach diesen Erschütterungen Religiosität erhalten konnte, muss man die wichtigsten Elemente seiner (vielleicht franziskanischen) Existenz kennen:

DAS PRINZIP DES TRAGISCHEN

Sein durch das Tragische geprägtes Geschichts- und Weltverständnis war so wenig franziskanisch, dass es durch Franziskanisches gemildert werden musste. Tragische Unweigerlichkeit und Verstrickung tauchen als Denkmuster so oft bei ihm auf, dass er in die Nähe des Büchnerschen „Muß“ gerät. „Alles was bisher in Geschichte und Kultur geleistet wurde, ist undenkbar ohne Rechtfertigung von *Gewalt und deren Ausübung*.“ (W. 158) Am Ende des Wiener Winters sieht er sich „als Vorbote des Entsetzlichen, *gegen das keine Warnung und keine Bitte hilft*.“ (W. 277)

TOTALITÄT

Die tragische Vorstellung des Schuldlos-Schuldig wie auch die Antinomie von Macht und Heiligkeit, wobei jede Seite nur ihre Mission erfüllt, lassen ihn vor Einseitigkeit und Verurteilungen zurückschrecken. Dies ist aber sehr franziskanisch, denn Franziskus nannte auch den Wolf seinen Bruder und hat aufgetragen, sich bei Räubern für grobe Vorwürfe zu entschuldigen und sie freundlich zu bewirten. So ist, wer das Ganze, die Totalität, sieht, gerade nicht totalitär, und R. S. missfiel z. B. am glaubensstarken Claudel, dass er in einem Theaterstück „soviel weiß wie Gott“ und sich damit der „Banalität“ nähert. „Und wenn die blutgierigen Götter unverständlicher Völker . . . nur Phantasmen der Sehnsucht gewesen wären, so sollten sie uns (doch) ehrwürdig sein, Zeichen der Sehnsucht des Menschen über den Menschen hinaus.“ (W. 12 f.) R. S. stellt sich in franziskanischer Demut und mit geradezu selbstzerstörerischer Ehrlichkeit der Pflicht, jeweils auch die Gegenposition in sich hineinzunehmen, und lehnt spitzfindige theologische Geschicklichkeit ab: „Nur wer sich die totale Verwirrung im Reich der Natur wie der Sitte eingesteht, hat die Möglichkeit – und das Recht –, Weltharmonie zu vertreten.“ (W. 254 f.)

GEWISSHEIT DURCH DAS BILD

Die franziskanische Hinwendung zum Diesseits ist nichts anderes als der Wunsch nach Anschaulichkeit bei R. S. Theologische Spekulationen können ihm die Daseinserfahrung nicht ausräumen. Argumente bedeuten ihm weniger als visionhafte Bilder. Die aber stellen sich ihm gewöhnlich mit blitzhafter Plötzlichkeit ein. „Die Gewißheit überfiel mich . . .“ Seinen Las Casas lässt er in der Disputation (!) vor Karl V. erklären, er wolle nicht „mit Gründen streiten“, die Gelehrsamkeit lasse sich an ein jedes Ross hängen. Statt dessen zeigt er bezwingende Bilder. – „Man kann ja auch mit der Herzgrube sehen – und sogar lesen . . . Denn der Mensch ist nicht allein auf die Sinne angewiesen; **der ganze Mensch ist Sinn**“ für die Wahrnehmung der Welt. (M. 137) Es ließe sich hinzufügen, dass ihm, R. S., in franziskanischer Armut das Bild sogar genug war, z. B. das des Maestoso Alea. Damit nahm er E. Fromms Modus des Seins vs. des Habens vorweg.

NICHT VIEL NEUES

Viel Neues ist es nicht und kann es nicht sein, was diese „neue“ Religiosität für sich vorzubringen hat, denn die Gründe dafür müssen ja im Sein liegen und darin längst vorhanden sein. Mehr als den bestehenden Kosmos hat ehrlicher Weise keine Religion zu bieten. Hinzuerdachte „neue“ Theorien und Versprechungen hätten keinerlei Beweiskraft. Es geht ja weder um die Erfindung eines noch himmlischeren Jerusalem, eines noch herrlicheren Paradieses oder eines zuverlässigeren Nothelfers *ex machina* noch überhaupt um Argumente. „Niemand glaubt an Gott, weil er ‚bewiesen‘ ist, sondern weil Gottes Sein sich *in ihm* ereignet.“ (W. 124)

DIESEITIGKEIT

„Die Frage nach dem Wert des Daseins legt die Axt an die Wurzel; fällt die Antwort verneinend aus – und warum sollte das nicht geschehen? –, so stürzt alles zusammen. . . . Attrahiert aber die Frau nicht mehr, so haben wir schon eine bedenkliche Situation. *Ohne Lebensbejahung keine Religion*; das Ja zum Leben ist vielleicht die *eigentliche Gnade*, die Kanzel der

Verkündigung... Wenn ich das Leben nicht will, *nicht mehr wollen kann*, so vermag auch Gott nichts über mich; denn *Gott ist das Sein.*“ (W. 72 f.)

Leider ist diese Definition nicht umkehrbar. Wenn das Sein nämlich Gott wäre, dann stünde R. S. wieder vor dem Zerschmeißenden, der ihm unerträglich geworden ist, denn nichts Seiendes kann ja aus dem Sein ausgesondert werden. Die alte Gottesvorstellung ist ihm so sehr entschunden, dass er sich eine neue noch gar nicht erschließen konnte.

„Nur einem *heftigen Willen zum Diesseits* entkeimt... der Glaube an das Jenseits... Hier liegt der Grund des *Verfalls der Religion; jenes Verfalls dem nicht beizukommen ist*... *Wollte man also missionieren, so müsste man den Willen zum Diesseits stärken.*“ (W. 197 f.) Weil das Ja zum Leben „Gnade“ ist, kann es nicht herbeigezwungen werden, schon gar nicht durch Argumente, höchstens von Seinserfahrungen. (Auch von solchen, die die Kunst vermittelt:) „Die Liebe, die den Menschen über sich selbst hinaus trägt, (ist) das Geheimnis der Kunst. Soll sie doch ein Höheres *sichtbar* machen, auf daß es uns *ergreife* und hinaufziehe... (Ihre) Kraft (ist) die Kraft der Natur, der allumfassenden, des Himmels und der Erde.“ (M. 139 f.)

Diese Begegnung mit dem Sein, die den Menschen über sich selbst hinaus trägt, die ihm Einverständnis mit dem Leben und Glück abnötigt, kann natürlich durch ein Du vermittelt werden. Partnerverlust wird in der Erzählung „Der Stein des Magiers“ so beschrieben: „Was soll ein Herz auf der Welt, das schwer ist von Liebe und diese Liebe verschenken möchte und niemanden mehr findet, der sie annimmt! Geschieht da nicht *ein Riß im Weltbau, wenn die Liebe abreißt*... *und ihr kein Zeichen wird aus der anderen Welt?*“ (M. 130) Hier wird die religiöse Dimension des Daseinsgefühls, der Diesseitserfahrung verdeutlicht, aber diese Dimension wird auch erreicht in der

SPIRITUELLEN HINWENDUNG ZU NATUR UND TIEREN

Auch durch sie hat dieser Trauernde Trost gefunden. In der Erzählung haben Vögel die Albert-Schweitzer-Figur des Arztes und moder-

nen Heiligen Mesmer (vgl. Mesmerismus) begleitet und beglaubigt. Die Vögel bleiben Chiffren des „Oben“, der Liebe, des Göttlichen... so wie sie auch für R. S. trotz Wien Himmelsboten bleiben. Die Liebe zum Sein mit seiner spirituellen Dimension und zur Kreatur als eine gewandelte Religiosität hat all diese Erschütterungen überstanden.

Im erinnerten Bild und in der Bildpostkarte des wunderbaren Maestoso Alea stellt sich für R. S. „das Edle“ dar. Es bleibt ihm die „*Trumpfkarte*“ (!) unter all den verschiedenartigen, auch kulturellen und menschlichen Eindrücken, die er aus Wien mitgenommen hat. Eigentümlich wehmütig ist die Beglückung durch dieses Pferd getönt: ... „das *Edle*, das mich hier, wie nirgends sonst, *mit haltloser Trauer beschenkt.*“ (W. 118) Ist es die Ahnung vom Paradies, die verlorene Übereinstimmung mit dem Sein und mit sich selbst, woran Tiere erinnern?

Was ihm in der Natur bzw. im heimatlichen Bodensee begegnet, lässt R. S. den schmächtig aus Paris vertriebenen Mesmer so sagen: „Das ist der See; der hat die Kraft der Sonne und des Alls in sich gesammelt und sie meinen schlichten Vätern und mir geschenkt. Und diese Kraft habe ich den Menschen in den großen Städten bringen wollen...; mit ihr wollte ich sie zurückführen aus ihrem verdorbenen Leben in das unverwelkliche Leben der Schöpfung... *die großen Kräfte schlummern (im See) und wirken in mir*; und wenn ich Staub sein werde, so werden sie weiter wirken, und es ist ein Leben und Weben über die Gräber hinaus.“ (M. 136) Mesmer meint, es seien magnetische Kräfte, die Oben und Unten zusammenhalten. In der Erzählung heißt es, er hätte sie Liebe nennen sollen.

Gegen Ende des krisenhaften Wiener Winters bemerkt R. S. über seine Beziehung zu Natur und Tieren: „Solchen *Trost* verdanke ich (dem Biologen) Adolf Portmann, der eine neue umwälzende Ansicht gewisser Phänomene des Lebens entworfen und begründet hat: die Beschreibung der Tiergestalt jenseits des Nurverständlichen, aus Liebe zu ihrem Geheimnis...; wer diese Ansicht des Lebens sich zu eigen macht, *wird wieder mit der Welt verwachsen und immer inniger wünschen*, ... *in den Grenzen seiner Existenz, (ihr) Beschützer zu sein.*“ (W. 251)

Hier, in dieser Mobilisierung ethischer Energien, im Drang, Natur und Tiere zu beschützen, wird zum einen deutlich, was der mit R. S. befreundete Albert Schweitzer die mystische Grundlage aller Ethik nannte, und wir erkennen auch den psychologischen Mechanismus dieser Verknüpfung:

- Für die kognitive Logik ergibt sich aus der Teilhabe an der Welt, aus der faktischen Einwirkungsmöglichkeit eine theoretische Mitverantwortung für sie.
- Für die affektive Logik ergibt sich aus der Dankbarkeit für die Teilhabe und aus der Freude darüber der Drang, sich konkret dafür einzusetzen.

Für R. S. ist die Diesseitigkeit, das Ja zum Leben, die Voraussetzung von Religion. Aber umgekehrt ist auch wahr, dass das Ja zur Welt niemandem möglich wäre, wenn er darin nicht auf Tröstliches, auf Spuren des Göttlichen träfe. Die Wahrnehmung Gottes vollendet Gottes Wirklichkeit.

DER AUFERSTEHENDE GOTT

Die neue von Reinhold Schneider erreichte Religiosität ist zu verstehen als die entschiedene Bejahung des Seins, als Dankbarkeit für die Teilhabe daran, die bewusst erfahren wird in konkreten Begegnungen mit dem Schönen, dem Edlen, dem Göttlichen, wie auch in Ehrfurcht vor dem Unfassbaren, als aktiver Wunsch nach der Erhaltung und Entfaltung dieses Seins über die eigene Existenz hinaus.

In der Hoffnung auf die „notwendige Unmöglichkeit“, nämlich dass nicht Gott, sondern die Menschen selbst beenden, was Geschichte bisher war, fährt R. S. fort: „Vielleicht, das ist die einzige Hoffnung dieser Jahre, würde (das verschwundene Bild Gottes) sich wieder erzeugen, wenn die Menschen sich in *Ehrfurcht frei machen würden von allem, was bisher Geschichte war, wenn sie sich ein Herz faßten zu einer geschichtlichen Existenz, die noch nie gelebt worden ist. Sie schlummert in uns als heilige Notwendigkeit.*“ (W. 250)

Nicht er uns, sondern wir können/sollen aus heiliger Notwendigkeit ihm, Gott, zu seiner Aufrechterhaltung verhelfen. Das ist nicht die Abkehr

von der biblischen Botschaft, sondern ihre Umkehrung, eine Umkehrung der Pyramide von der Spitze auf die Standfläche, vorgenommen von einem Kronzeugen der Katholizität bei dem Versuch, sich und der Welt, Gott und das Heilige, eben die Religiosität zu erhalten.

Dass die Welt ist, wie sie ist, kann ertragen, sie kann sogar geliebt werden. Dass Gott anders ist, als er geglaubt werden soll, ist nicht zu ertragen. In dem posthum 1960 in der „Badischen Heimat“ veröffentlichten Beitrag „Schicksal und Landschaft“ meint Reinhold Schneider auch sich selbst, wenn er schließt: „Der wird endlich Schicksal und Landschaft *lieben*, unbekümmert um ... das uralte Verhängnis: ein(en) Wille(n), dem wir verfallen sind; *die erschaffende und vernichtende Kraft unserer Erde.*“

Anmerkungen

- 1 Erschienen im Todesjahr 1958, sein heute noch am meisten beachtetes Reflexions- und Meditationsbuch, dessen persönliche Unmittelbarkeit und Lebendigkeit sein ganzes Lebenswerk mit seinen überwiegend geschichtlichen Stoffen und dem hierzu passenden leicht historisierenden Stil lebendig erhält. – „Winter in Wien“ ist aber keineswegs ein kunstloses Tagebuch. Das widerlegt der durchkomponierte Aufbau in Art einer Fuge. Situationsberichte, Begegnungen mit Kunst und Künstlern, geschichtliche und religiöse Betrachtungen, Tier- und Naturbilder, die Kranken-/Operationsgeschichte eines jungen Mannes, eines Kindes und anderes lösen einander in kunstvollem Wechsel ab und treiben einander weiter. – (Seiten aus „Winter in Wien“ werden mit W. ... angegeben.)

Zitate authentisch bis auf Kursivhervorhebungen.

„Winter in Wien“ nach der Erstausgabe, Freiburg (Herder) 1958, 6. Auflage 1961.

M: „Der Stein des Magiers“ nach „Aus unserer Zeit“, Jahressgabe 1965 der Literarischen Gesellschaft (Scheffelbund).

Anschrift des Autors:

Raimund Bohe

c/o Gerhard Füger

Reinhold-Schneider-Straße 71e

76199 Karlsruhe